



(Fortschung.)

Petersilka erhob sich rasch und ungeschlacht und der Spitz richtete sich zur Höhe, die Augen voller Erwartung. Er krante ihm das Fell und lächelte, während der Ausdruck seines Gesichtes sonst sehr ernsthaft und nachsinnend blieb. „Ja, Freunde und Bruderherz — das ist nun lang. Sehr lang ist's — so lang!“ er reckte die Hand und spreizte die Finger von sich. „Und wir meinten damals noch, ein Glas Wein ist eine Sünde und wir wissen hente; was für ein gutes Ding es ist und was es überhaupt mit der Sünde auf sich hat, und wir waren damals freche Buben und wir gelten dennoch heute für würdige Männer und man grüßt uns. Und der Mathia, weißt Du noch, der Mathia!“ Und er lachte herzlich und schmetternd und es war, als lache die ganze Stube mit und er würde jung davon.

„Der Mathia ist tot.“

„So“ — er zuckte die Achseln, „nunz alt genug gewesen sein dafür. Und der Ephraim Kohn — weißt Du, der immer „Mü?“ gefragt hat? Und den wir darum den Mü Ephraimkohn geheißen haben? Beweglich genug war er dazu. Ist alles Griechische, was mir geblieben ist — und es reicht; ganz reichen tut es mir.“

„Betreibt einen gesunden Getreidehandel und Malzexport. Filiale in der Schweiz,“ meldete ich gewissenhaft.

„Oder der Herr Director — weißt Du noch? So ein guter Mensch — gar nicht zum glauben, wie gut? Und wenn er mich wieder einmal in Mathematik erwischt hat — und wann oder worin hat man mich nicht erwischen können? — dann ist er in seiner Stube auf und ab gegangen und hat geweint: „Ein schlechter Kerl ist er, dieser Petersilka. Schlecht in die Haut. Niemal lernt er nichts und ärgert mich, wo er nur kann. Mich, seinen alten Lehrer und Katecheten. In der Hölle wird er brennen. In Ewigkeit, Amen. Aber, das ist Strafe genug; warum soll er mir da noch durchfallen und ein Jahr läugner auf dem Halse liegen?“ Und in lauter Verzweiflung über meine Boshaftigkeit hat er sein Nichtgentigend ausradiert und ein Genügend oder, wenn er von dem guten Besenzer Wein, welchen er gar so gerne gehabt hat, ein Gläschchen zu viel in sich hatte und also noch mehr Wohlwollen als sonst, gar ein Beschiedigend hingeschrieben.“ Und Petersilka lachte.

„Du nichts wird er's bringen. Ein Bettelmann wird er sein, sein Leben lang, haben sie gesagt. Und hent — welche von ihnen leben, die sind stolz genug auf mich. Und der schönste Bauernhof in der ganzen Hanna gehört nstein und mein

Bruder mit den Schulgen bewirtschaftet ihn, und wenn sie daran vorüber zu Markte fahren, dann deuten sie mit den Peitschen darauf hin und stecken die Köpfe zusammen, und machen Gesichter, noch blöder vor lauter Wichtigkeit und Verwunderung als sonst. Weißt Du, weil sie nicht verstehen, wie man ein solches Stück für etwas Geld bekommen soll, was sie täglich vor Augen haben und woran sie nämlich selbst niemals etwas gefunden haben. Und das soll man bezahlen — mit über ein Dach Ochsen und das geht in alle Welt! Das begreift er nicht, der Bauer! Und was er nicht begreifen tut, das hält er für dummkopf und überflüssig. Die Käufer sind blöd. Und ich bin ein Schwundler, ganz nichts wert, der sein Geschäft mir versteht, den aber der Gendarm doch endlich einmal dahin führen wird, wohin er gehört.“ Er war in eine schöne Freude geraten: in eine große Lebendigkeit. Das war ganz prachtvoll.

„Du wirtschaftest mit Deinem Bruder, Petersilka?“

Er zuckte.

„Wieder. Schon fünf Jahre wieder. Und seine Kinder sollen einmal nach mir erben. Er hat genug, daß sie viel gebrauchen können. Und es wird nicht wenig sein, bis ich einmal daran komme.“

„Und Du hast keine Kinder, Petersilka?“

„Nein.“

„Und können keine noch kommen? Denn Du bist noch jung!“

„Möcht' wissen woher? Mein Weib ist doch tot.“

„Tot? Aber wirst Du denn nicht mehr heiraten, Fremd?“

Ein sehr entschlossenes Kopfschütteln. „Dem sie so gestorben ist, der darf's nicht mehr oder er verdient es nicht anders, als daß man auspruste vor ihm. Das sollen sie doch nicht vorm Petersilka.“

Eine schlimme und traurige Pause. Eine große Brummfliege summte schwerfällig durch das Zimmer und stieg an alten Fenstern mit erheblichem und unwilligem Lärmen an.

„Und Du schreibst, Bruderherz?“

„Ich schreibe.“

„Weißt Du — gelesen hab' ich nie von Dir. Nämlich kein Buch. Woher es nehmen auf dem Dorf? Nur natürlich den Artikel über mich, den hab' ich gelesen. Ich kann Deutsch reden. Ganz gut sogar. Daß mich jeder versteht, wie ich's meine, und zur Not nehm' ich höchstens ein mährisches Wort. Aber lesen kann ich's nicht mehr recht. Nur natürlich — wenn einer so gelobt wird! Das versteht er immer.“ Und er versuchte zu lächeln.

„Mir haben Deine Bilder einen starken Eindruck gemacht.“

Petersilka legte seine Hand auf meine Schulter: „Hat mich gefreut. Denn Du kennst doch das Land und Du hast auch Augen in Deinem Kopf.“

„Ich halte mich manchmal für einen verwunschenen Landschafter.“

Petersilka schmunzelte. „Verwünschter Landschafter? Das gefällt mir. Wahrhaftig und sehr.“

„Und es ist etwas ganz Eigenes und Neues in Deinen Bildern. Da sind Stimmungen, wie sie noch keiner erfährt hat.“

Petersilka nickte, aber ohne Neuerhebung, mit dem Recht der Selbstverständlichkeit. „Das glaub' ich selbst und ich weiß auch, warum oder woher?“ Er machte mit der rechten eine großzügige, malende Gebärde:

„Ich seh's nun mich und werde gar nie müde davon. Und es ist immer in denselben etwas Neues. Und ich seh's dann wieder in mir. Das ist so, wie wenn man sich vor eine Landschaft erst hinstellt und alsdann fängt man sie sich im Spiegel und sie sieht anders aus und man vergleicht.“

„Und was Du gemalt hast, das erkennt man immer wieder. Es ist innerlich mannigfaltig und es ist sehr ehrlich.“

Er wurde eifrig: „Muß es auch sein. Weil — sonst tangt es nämlich nie.“

„Und es ist eigen — warum machst Du nie Staffage? Nur nur die naiste Landschaft für sich?“

„Ist das nicht genug?“ verwunderte sich Petersilka.

„Mir schon, aber nicht für jedermann. Also — manche empfinden es als Armut und mich wundert bei einem reichen Menschen, als den ich Dich fühlte, immerhin eine solche Beschränkung und dieser Verzicht.“

Er zuckte die Achseln. „Das ist nun schon so und es wird kaum mehr anders. Weißt Du — und es hat schon seinen Grund und seine Geschichte.“

Er schwieg. Der Spitz tat von seinem Fensterbrett einen Satz zu Boden und wieder einen auf seines Herrn Knie und richtete sich an ihm empor. Petersilka streichelte ihn und drückte ihn mit sanfter Gewalt nieder auf seinen Schoß. Dann neigte er sich mit einer großen Zärtlichkeit nieder auf das Tier, so daß sein dunkler Kopf und der schneide des Tieres in einer Linie lag, umfaßte sanft seinen Hals, und vier Augen sahen mich an, gleich an Farbe, Güte und nur nicht an Ausdruck. Dann scheute er ein. „Ex. Dies gilt ihr!“ Die Gläser klangen. „Nämlich — er hat sie gefunden. Und denke Dir — sie hat Hanna in Wirklichkeit geheissen — ist das nicht wunderbar?“

Er tat den Spitz zu Boden, sehr bedacht und stevoll, der zu winseln begann, sowie er den Namen hörte. Und er stopfte sich eine kurze Pfeife und begann, unablässig qualmeend, zu erzählen. Im Flus und Niedergehen, daß seine Stimme bald ganz nah und eldringlich klang, bald fern und vermurmelnd. Nun ungedankt im Ausdruck, suchend, stockend, dann wieder so voll ungewöhnlicher Endringlichkeit, daß Wort und Wendung unbesieglich im Gedächtnis haften bleibten. Und das eigentlich Singende seiner Weise verwoh sich zu einem starken Rhythmus, der nicht mehr welchen will und auch jetzt nachklingt, nun ich mich wieder mit seiner Geschichte beschäftige.

„Nämlich — wir haben einander nicht mehr gesehn, sowie wir nach Wien gekommen sind.

„Und mir wär' gar nichts, nicht um eine Pfeife Tabak daran gelegen, wenn sie mich noch ein Jahr auf dem Gymnasium gehalten hätten.

„Denn zu sagen hat mir keine Seele was gehabt. Und was ich hernach mit mir aufzugehen soll, hab' ich ganz und gar nicht gewußt.

„Du bist Philologe geworden und hast Dir's später auch anders überlegt. Ja — was geht das mich an, wie die Leute einmal gesprochen haben und warum sie es jetzt nicht mehr so tun? Halt, wahrscheinlich gefällt es ihnen anders.

„Und warum soll ich arme Buben damit martern, die sich nicht einmal wehren können? Und die Geschichte? Was lernt man da? Wann und warum etwas geschehen ist, was keine Kat' illumiert, daß es geschehen ist.

„Und mit einem Juristen und mit einem Mediziner, da ist man doch glücklich, wenn man nichts mit ihnen zu tun hat. Man rast sie, wenn man sich schon gar nicht anders helfen kann, und haben sie erst einmal glücklich die Uhr hinter sich zugetan, so möchte man am liebsten Weihwasser sprengen und mit Bachholder räuchern hinter ihnen. Und ein Beamter? Mir waren schon die Professoren zu viel, die ich vor mir gehabt hab', und ich hab' mich immerlich gewehrt gegen sie und jeden komisch oder dummen gefunden. Wie viele hat so einer über sich, die an ihm schulmeistern, nur damit er sieht, sie sind wer und er hat sich vor ihnen zu ducken!

„Warum soll ich mich aber erst plagen und noch viele Jahre lernen, nur damit ich etwas werde, was mich hernach nicht für einen Kreuzer freuen möchte, wenn ich's schon bin? Das hab' ich nicht eingesehn'. Und fürs Dorf war ich durch die Frömmigkeit meiner Mutter doch schon verborben, die mich hat zum Pfarrer haben wollen. Wie ein Bauer leben — das ging nicht mehr, in Ewigkeit. Sonst hätt' mir's gerade dort gefallen, wie sonst nirgends in der Welt, und mit meinem Bruder und mit seinem Weib hab' ich mich immer ganz gut vertragen. Nur — faul haben sie mich gern geschimpft.

„Wann ist ein Mensch faul? Wann ihm keine Arbeit freut. Und wenn er sich nicht einmal eine weiß, die ihm Spaß machen möchte, so ist er am allerfaulsten.

„Also — weil man doch wohin muß, so bin ich nach Wien. Und ich hab' mich ständig gelangweilt. Aber, geschaut hab' ich mich auch vor Euch, die jeder gewußt haben, was sie wollen, und, wenn ich einen von Euch gesehen hab' mit Heften und wo möglich immer mit einem Pack von Büchern und Ihr habt's so eifrig gehabt und so wichtig, so hab' ich einen Bogen gemacht wie der Fuchs oder erst verstanden, wozu die engen Gassen gut sind und die vielen Durchhäuser in Wien. Und dabei hab' ich noch dazu immer ein sonderbares, ein ganz ein verdammttes Gefühl von Hochmut in mir gehabt.

„Nämlich — so als waret Ihr alle zusammen dumme Teufel, die ihre Jugend verkümmern und es in sich hineinpumpen müssen, nur damit es nicht zu hohl und leer ist in ihnen. Und ich bin immer noch der Klügste unter Euch. Und es wird schon der Tag kommen, wo ich's Euch zeigen werde, wer ich eigentlich bin, und zwar augenblicklich, und wann ich erst wissen werde, was ich will. Wann das aber sein wird? Ja — wer weiß das oder wie kann man das sagen? Das kommt schon und man muß sich eben gedulden bis dahin, und in mir ist

es gestanden, fest, wie wenn ich's vom Gericht hätt', ich kann warten und nicht einen Augenblick hab' ich eine Angst gehabt, ich könnte untergehn oder nur damit ich etwas bin, ein armer Schreiber oder Schullehrer werden, nur weil man das Seinige aufgesessen hat und dem Bruder nicht immer im Brotladen liegen will oder darf.

„Ich bin viel in die Galerien. Erstens, weil ich so massenhaft freie Zeit gehabt habe, denn ich hab' mich doch nicht einmal immatrikulieren lassen. Und, wenn schlechtes Wetter ist, so kann man nichtbummeln und man wird durchaus trübselig, soll man immer zu Hans stehen, und die Lust im Café hab' ich nicht den ganzen Tag vertragen. Dann, weil ich sicher gewesen bin, man trifft doch keinen braven Studenten, wie Ihr es gottlob und zur Freude der auch brav gewesenen Eltern alle geworden seid. Der geht einmal hin — mit einem zweiten, damit er sich nicht zu sehr langweilt und einen Zeugen hat, daß er da gewesen ist, wo er eigentlich nichts zu suchen hat — was?"

„Mich hättest Du oft treffen können, Petersilka!" warf ich ein.

„Hab' ich halt Glück gehabt. Und Du warst eben kein braver Student. Denn, je öfter ich hinkommen bin, desto weniger hätt' ich einen zweiten brauchen können, nicht einmal Dich, mit dem man nicht hat reden müssen, sondern man hat ihm nur gezeigt und er hat schon selber die Augen aufgemacht, so gut Du's können und begriffen hast.

„Gezeichnet hab' ich immer gern gehabt. Und besser, wie alle, die sich damit groß gemacht haben unter uns. Nur hergezegzt hab' ich nichts davon. Denn was hat das für einen Zweck? Aber, Bildchen nachmalen, worauf sie sich das meiste einzubet haben und wer's am besten getroffen hat, der hat sich gehörig gewundert über sich selbst, das hat mir niemals Spaß gemacht. Ich hab's ja doch nur getan, damit ich mir besser merken kann, was mir einmal gefallen hat oder was mir kurios vorgekommen ist und wovon man doch nie weiß, ob man es noch einmal wieder und genau so sieht. Sonst — ja was hätt' ich denn sonst mit meiner Zeichnerei wollen? Und sie haben doch immer ein Wesen gemacht, wie schwer das ist und wie man's lernen muß, daß ich Esel geglaubt hab', nur weil ich's nicht gelernt hab', so kann ich nichts.

„Und dabei ist das Unsum. Denn man muß aufpassen. Denn weißt Du, Freund — manchmal hat ein Ding, welches Du hundertmal gesehen hast, ein ganz ein anderes Gesicht an sich, wie sonst. Du bist immer daran vorübergegangen und es war mir, aber schon rein gar mir daran. Und auf einmal hat es eine Stimme an sich und damit sagt es Dir: da bleib' steh'n. Ich bin anders, und ich bin jetzt so, wie ich in wirklicher Wahrheit bin und erst wieder wer weiß wann sein kann. Verstehst Du das, Bruderherz?"

„Ich verstehe. Alles hat ein Doppelgesicht. Und in gewissen Augenblicken, die man festhalten muß, enthüllt es sein eigentliches Wesen."

„Meinetwegen. Du sagst es halt gebildet. Also — es ist mir vor den Bildern oft vorgekommen, als möchte ich auch einmal so etwas können. Die Bilder haben mich müd gemacht und aufgeregzt auch. Und wenn ich von ihnen und dem Nachdenken darüber genug gehabt hab', so ist da ein sehr schöner Blick auf Wien, zusammengehalten durch die schmierigen Alleen, und mit jedem Schritt, den Du herunterst durch den Garten, so verschwindet etwas davon und auf einmal siehst Du mittlen auf der Straße und in ihrem Lärm, und wirfst sehr empfindlich wachgerüttelt und aufgemuntert, und es macht die Pferdebahnen ihren Lärm, und es holpern die Wagen ganz abschreckend und Du siehst nicht mehr die Berge und die vielen, granen Häuser und die Türme darüber, die jeder ein eigenes Gesicht haben. Und so, nämlich aus der Entfernung hat mir die Stadt ganz gut gefallen, in die ich mich sonst durchaus nicht hab' eingewöhnen können. Heimweh gehabt hab' ich nicht; aber wohl ist es mir auch nicht einmal um das Herz geworden in diesem sehr lauten Wien.

„Zu Hause, bei mir, hab' ich dann gezeit oder zu malen probiert. Denn meine Stube ist sehr hoch oben und mir ist zu Anfang irgendwie geworden, wenn ich heruntergehen und ich hab' mich ordentlich gewöhnen müssen. Aber, sie hat auch ein Licht gehabt, wie man es besser gar nicht wünschen kann. So hab' ich's seit langem gehabt, und wenn mir einmal die Farben zusammengefallen sind und es ergab sich eine ganze Sache, so war das kein Unglück. Und bei Kunsthändlern bin ich herumgestanden gern lang und hab' mir angesehen, was sie da im Fenster haben und wovon sie sich also eureden, könnten den Leuten gefallen, die ein Geld haben. Und ich hab' mich nicht, Bruder, bin ich niemals wesen und ich hab' mir sagen müssen: da hast Du zu Hans auch schon bessere Blätter, Florian! Und einmal nehm' ich einige davon und geh' zu den Bildhütern. Der setzt seine Brille auf — geschafft, und wie der Aff' auf dem Kamel ist sie auf dem Hörner oben gesessen und hat so gerufen und guckt und guckt und sucht sich was aus und legt mir Geld dafür hin — einen ganzen Haufen ist mir dazumal vorgekommen. Draußen reibt mir die Hände und denkt mir: den hast Du ja hineingetunkt in die Schnitze und tu' mir einen guten Tag an. Denn es war doch mein erstes Geld, was ich selber verdient hab' in meinem Leben und das schmeckt und für den einen Tag hat denn auch gereicht. Und den nächsten Morgen nehm' ich mir ein Herz und anderes von meinen Sachen und geh' auf die Akademie. Und da haben sie auch geguckt und gebrummt, altherum damit man's nicht versteht, und haben gemeint, ich kann jeden Tag in die Ausbildung eintreten.

„So — da hast Du's! Aber wozu? Da sagt Dir keiner. Und bis Du selber heraus hast, was Du eigentlich könnest und woher Du gehst möchtest, so kaunst Du Dir die Welt so schön müdig gelaufen haben, daß Du sie nicht mehr spürst und Dich das Gehen schon nimmer freut.

„Weißt, sowie sie sich nur ein bisschen spüre so machen sie sich an den Axt. Well sie nicht wissen wie schwer und daß das eigentlich das höchste in das Letzte ist, was mir selten einem ganz gelingt und sich ihm ganz offenbart. Und sie sind auf dumme Hunde und wollen ihren Spaß haben.

„Und eben das war mir widerwärtig und durchaus ekelhaft. Weißt Du — ich hab' immer was gehabt in mir wie Schamhaftigkeit. Und, wie der Herr Professor die Tür erst hinter sich gemacht hat und man sich vor ihm nicht mehr zu genieren braucht, Schindluder treiben mit so einem armen Weibsbild, das sich nicht zu seinem Vergnügen, sondern ums Brot dazu hergibt und gewiß nicht immer so war, und sich aufzuführen wie die richtigen Affen — das ist nichts gewesen für mich Ganz und gar nichts.

„Also: Ich bin in die Landschaft. Ist, sollte man meinen, ein ruhiges und auch ein sehr reinliches Geschäft.

„Da hat aber einer einmal einen Baum eingefangen wie einen fastigen Balzen oder einen schwere Klotzen in die Natur. Und das hat einem andern gefallen und er hat's gekauft und mit schwerem Geld bezahlt, weil, wenn Gott das Geld nicht an Narren geben möchte, so hätten andere Pfusche nichts zum Leben. Und also haben alle schwarzen Balzen ins Grüne geschmiert und sich sehr damit gefreut und sie bewundert.

„Oder, sie haben mit einer vielen Ginseng-Gemüse erzeugt und geglaubt, das mache keinen Unterschied, ob man's nach dem Meilen verkauft oder nach der Elle. Ganz besonders gern gehabt haben sie den Spinat — vielleicht weil er so gesund ist, so ein die Doktoren. Da haben sie eine Wiese gemacht schön giftgrün; und weiße Aneien und im Zentrum eine große, gelbe Butterblume in der Mitte. Da waren die Spiegeleier, ohne die schmeckt's nicht recht und ist und bleibt ein fadess Essen. Und wer ist nur eine Gänsestimme zugelaut hat, der war in Nebeller. Und einen Nahmen darum und einen Tarn darunter — fertig! Das geht dann wie geschmiert

"Und keine wirkliche Farbe haben sie mehr geschen oder empfunden oder sich nur einmal gefragt: wie kommtst du ihr bei, daß sie wie wirklich wirkst und wieder auch dich packt und anfregt, wie sie dich in der Natur nicht mehr losgelassen hat? Da hat jeder sein Kochbuch im Kopf gehabt und da ist's ganz genau gestanden, was man nehmen und welche Werte man müssen muss, damit das Gemälde nach etwas gleichsieht. Gar nie waren sie so verlegen, das ist ja richtig, nicht einmal vor Eßessen, wie sie manchmal die Natur abbrennt und sie einem die Nied' verschlagen. Das ist ja richtig — und wenn's dann doch nicht gestimmt hat, so war's nicht ihre Schuld, sondern die Kunst hat eben ihre Münden und die Natur gar. Aber hast schon eine Käschtn gekauft, die zugegeben hat, es ist ein Eßsen durch ihre Schuld verpascht worden? Hast, Fremderl?"

"Und wenn sie schon einmal vor die Natur studieren gegangen sind, so war das ein schwerer Entschluß. Denn man weiß doch nicht gewiß, ob die Sachen in der Wirklichkeit so sind, wie man sie sich vorgestellt hat und wie sie im Kochbuch beschrieben steh'n. Und das sind dann so gewagte Geschichten. Stönnen auch schief ausgehn und ein vorsichtiger Geschäftsmann lässt sich nicht gern darauf ein.

"Und in ganzen Horden sind sie fort. Wenn nämlich — der Maler ist ein geselliges Tier — und sie sind nur dorthin gegangen, wo schon viele andere vor ihnen gewesen waren, weil er die erprobten Wege sieht und die eingesicherten Muster. Und so lang und so aufrichtig und in gutem Glauben haben sie durch fremde Brillen gesehen, daß sie jeden eigenen Blick verloren haben.

"Und so zufrieden waren sie mit sich und so stolz und so stink! Und wenn einer eine kürzere Zeit für den Quadratmeter Weinwand gebraucht hat, wie ein anderer, so hat er einmal mehr verdienten können wie dieser und war also der größere Künstler. Und um einen berühmten Baum sind sie mit ihren großmächtigen, weißen Malschirmen herumgesessen, nicht anders, als hätten sich die Schwammerlinge, aber welche, die man schon durchaus nicht essen kann, ohne hin zu werden, auf die Wanderschaft gemacht. Und gänzlich ernsthaft haben sie das getrieben und nicht einmal den Humor darin haben sie gespürt, und jeder hat's ihm abgewinnen wollen. Kannst Dir denken, wie viel auf einen gekommen ist. Pfui Teufel!" Er sprach heftig vor sich hin, und ich wußte nicht, ob aus der Erinnerung an jene schöne Zeit gewissenhafter und sorglich gehüteter Kunstsprache, oder war ihm die Asche seiner Pfeife, an der er heftig herumkloppte, in die Kehle gekommen. Er putzte sie sehr sorgfältig, stopfte sie frisch und tat einige starke Züge.

"Also — das war nichts für mich. Das hab' ich sehr bald gesehen. Was ich von ihnen habe lernen können und was mit ihnen, das hab' ich bald weg gehabt. Rätsch, was so ins Handwerk schlägt und was ja auch sein muß. Auch dafür muß man immer dankbar sein. Denn man vertraut anders sehr viel gute und nützliche Zeit. Aber, was beginnt man nun mit sich und wie kommt man weiter, dahin, wohin man möchte, wohin es einen lockt?"

"Ich bin in den Ferien nach Hause. Da und dort hab' ich's probiert und dies und das hab' ich angefangen. So, wie man eben sucht, ohne den ganzen Glauben an sich. Aber — es ist auch nicht und niemals das Richtige gewesen.

"Etwas hat immer und überall gefehlt. Ganz gut abgeschrieben waren die Dinger ja so weit, daß man wieder erkennen hat müssen, was ich dabei gemeint hab'. Und mein Bruder hat schon sehr gestaunt.

"Du — das ist nicht so wenig, wie Du meinst. Rätsch, von der Kunst versteht so ein Bauer gar nichts und ihm mit der Technik imponieren wirfst Du nicht. Aber wie so ein Ding, das er immer um sich hat, aussieht, das weiß er und er läßt Dir keinen Fehler und keine Abweichung durch."

(Fortsetzung folgt.)

Rothenburg.

Von E. Schur.

Rothenburg unterscheidet sich von Nürnberg dadurch, daß es den Charakter einer mittelalterlichen Stadt unversehrt beibehalten hat bis in unsere Zeit. Nürnberg dehnte sich aus und entwickelte sich.

Hier ist alles so, wie es im Mittelalter war, und wenn man durch die engen, windigen Gassen geht, würde es einen nicht Wunder nehmen, plötzlich eine jener alten Gestalten, die unserer Phantasie vorschweben, aus einem der kleinen Häuser, die sich zusammendrängen, sich an einander anlehnen, treten zu sehen und Geschichten zu hören, die längst gestorben sind. Um diesen Zweck zu erreichen, war es nötig, daß der Handel und jede lebendige Entwicklung darunter lag. So erlebt sich alles wie in hundertjährigem Schlaf, unverkehrt. Als dann ein neues Leben eingesetzt wollte, wußten die Bürger und wußte ganz Deutschland schon, was es in diesem Städtchen besaß. Es war in seiner Kleinheit der Erhaltung wie ein abgeschlossenes Museum. Es sprach den Architekten lebendige Belehrung aus. Es entzückte die Maler. Es versetzte den Historiker mit einem Male mitten hinein in die Umgebung, die er suchte.

Und so geschah es, daß reisefreudige Leute aus allen Ländern hier zusammenströmten, und mitten in dieser Abgeschiedenheit hört man Amerikaner, Engländer, Franzosen reden; auf der Straße hocken die Maler und skizzieren sich die malerischen Winkel, halten fest, was ihnen auf dem Spaziergang durch die Straßen sich bietet. Und fast wundert man sich, gewöhnliche Menschen hier wohnen zu sehen, die ihren täglichen Beschäftigungen nachgehen, wie anderswo. Abgeschlossen, ruhig und still liegt die kleine Stadt da und nichts stört ihren Schlaf, den sie in Erinnerungen zu verträumen scheint.

*
Die kleinen Häuser drängen sich mit ihren roten Giebeldächern, die so warm leuchten, zusammen, Türrne unterbrechen die Festungsmauern, die vollkommen erhalten sind, so daß man meint, die kleine Stadt wolle mit ihren 8000 Einwohnern noch jetzt wie im dreißigjährigen Kriege den Belagerungen widerstehen, sich wie damals mit den Bauern verbinden und ihr Aussehen als freie Reichsstadt, die sie vom Mittelalter bis 1803 war, mit allem Trost aufrechterhalten. Wie seltsam berührt es, daß diese kleine, abgesperrte Stadt, die uns jetzt als Merkwürdigkeit erscheint, einst der Sitz der Herzöge von Franken war, als Mittelpunkt galt und ein Land beherrschte. Hohenstaufische Landvögte residierten hier, der Deutschen, die Johanniter hatten hier ihren Sitz, Kaiserliche Landrichter kamen und die Franziskaner bauten sich ein Kloster. Damals, als die Stadt immer mehr aufblühte, wurden die schlitzenden Mauern um sie gelegt, die sie wie ein Ding einschließen. Da die Stadt aus der Ebene heranragt, so beherrscht sie weithin das gleichmäßig flache, nur durch sanfte Hügelzüge unterbrochene Land. Fünfzig Jahre Fehde hielt die Stadt mit dem Burggrafen von Nürnberg durch. Die Verteidigung entfaltete sich immer eifriger. Dann kam der dreißigjährige Krieg. Tilly eroberte Rothenburg; und noch jetzt wird alljährlich durch ein Festspiel die Erinnerung an die Errettung der Stadt durch den Niesentrunk des Bürgermeisters Alsch gefeiert.

Die mit den Schweden verbündete Stadt geriet in die größte Bedrängnis. Die kaiserlichen Truppen schließen sie ein. Die erwartete Hilfe, die zum Widerstand ermuntert, bleibt aus. Statt dessen rückt Tilly mit der Hauptarmee an, und seiner Macht muß sich die Stadt ergeben. Die Truppen plündern und brandschatzen. Die Patzerherren werden zum Tode verurteilt. Da bietet, nachdem alle flehentlichen Bitten nichts erreichten, der Heuker schon geholt wurde, der Kellermeister Tilly den Willkommenstrunk. Tilly und die Generale nehmen

die angebotenen Pokale an. Der Becher kreist zum zweiten Male. Tilly läßt sich erweichen: "Wenn einer unter Euch den Pokal auf einen Zug leeren kann, so soll Euch Leben und Gott geschenkt sein." Die Bestürzung über die unmögliche Forderung läßt die Freude nicht ankommen. Der Altbürgermeister Alsch steht trotzdem an und tröstet den Becher aus. Tilly hält sein Wort, die Stadt ist gerettet.

*
Die malerischen Straßenbilder, die Fülle architektonischer Schönheiten sind auf verhältnismäßig kleinen Raum verteilt. Ein kurzer Spaziergang zeigt alle die charakteristischen Denkmäler aus dem Mittelalter dicht zusammen.

Vom Bahnhof aus geht der Weg zu der Mauerbastion und durch das Löbdertor, das der Stadt vorgesetzter ist, in das Innere. Eine Brücke führt über den schlitzenden Festungsgraben, an dem Torhäuser vorbei; ein Mauererker sprüngt vor. Diese Bastion stammt aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts. Ein doppelter Graben führt rings um die Stadt. Dicht am Tor steht ein altes Brunnenbecken, das in früher Zeit den Ausläufling erfrischte; ein grauer Turm lehnt sich an die Mauer überragend an. Wir betreten die älteste Grenze der Stadt; hier befand sich das Gefängnis.

Zwischen der Stadtmauer und dem Stadtturm läuft eine breite Promenade um den Komplex der Häuser herum, parallel mit der Mauer. Von hier aus führen Holztreppen auf die Höhe des Mauerkratzes, oben ist eine Holzwehr angelegt, von der aus man durch Scharten und Fensterchen hinaus sieht über die Ebene. Diese Teile, die Mauern mit den Holzwehren und Brüstungen und dem Dach, das die Befestigung krönt, versezen uns lebhaft in die alte Zeit.

Der Marktplatz, zu dem wir in wenigen Minuten gelangen, leistet den Blick sofort auf das prächtige, imposante Rathaus. Es besteht aus zwei Teilen. Von dem älteren Bau sieht man noch der hohe, gotische Turm. An Stelle des andern, abgebrannten Teiles wurde ein prächtiger Renaissancebau errichtet. Eine breite Bogenhalle zieht sich die ganze Front entlang, die dem Markt zugewandt ist. Breite Stufen führen hinauf. Das breite Dach enthält die Giebelstockwerke, die durch den sichtbaren Treppenturm unterbrochen werden. Ein Erker zierte die Ecke, die umbiegt in die Herrenstraße, eine breite Straße, in der die vornehmen Häuser liegen. Hinten wähnt das Burgtor, das die Straße abschließt. Darüber grüßen die Höhen jenseits der Tauber.

Und wenn man vom Marktplatz all' die kleinen Gäßchen, die von ihm abgehen, hinunterblickt, sieht man die Häuser wie aufgebaut, aneinander gereiht, jedes mit verschiedenem ausgeprägtem Schnick, ein harmonisches, abwechslungsreiches Durcheinander von Formen.

Eine feingegliederte, kunstreiche Wendeltreppe führt hinauf zu den Gemächern und den Sälen des Rathauses. Neben der Säulenkolonnade liegt ein breiter Altan. Betritt man das Innere, so kommt man durch einen schönen Vorraum, dessen Decke von Säulen getragen wird, in den umfangreichen Gerichtssaal. Hier findet alljährlich das Festspiel statt. Einen Stock höher ist dasselbe Ereignis, im Ratsaal, in Bildern dargestellt. In den Tellerkammern und Gefängnissen, die sich unten in den Kellern befinden, schwärmten die Widerjäger der Stadt, die unliebsamen und verräterischen Bürger, die in schweren Zeiten mit den Gegnern Verbindung suchten. Schmal führt die Schniedgasse vom Markt hinunter. Dort liegt nicht weit das sogenannte "Haus der Baumeisters". Eine auffallend schöne Kariatidenfassade schmückt die Borderfront. Ein alter, mit reichen Renaissancemotiven geschmückter Hof, in den man über den knarrenden, mit Bohlenbrettern belegten Hausschlü gelangt, gehört zu dem Gebäude.

Man braucht nicht lange hier zu stehen in diesem kleinen und so reichgeschmückten Bireck des Hoses, an dessen Wänden ein zierlicher Balkon herumläuft, und man hat die ganze Gegenwart vergessen.

*

Die schon erwähnte Herrengasse hat viele alte Häuser. Geräumige Vorläufe haben zum Eingang Platz. Die Treppen sind reichgeschmückt. Im Hof tragen Säulenreliefs die Alte und Neuzeit. Meistens sind die Türen und Portale zeigen keine Motive, in denen Gotik und Renaissance miteinander abwechseln. Zahlreiche Tafeln an der Innenseite der Häuser zeigen an, daß irgend ein bedeutsamer geschichtlicher Vorgang sich hier abgespielt. Feingearbeitetes Schmiedewerk ist vor den Fenstern angebracht. Skulpturen stehen unter Baldachinen zu beiden Seiten der Erker und Wappen zieren die Torbögen. Vom Hof aus sehen wir oft aus benachbarten Gärten die alten Bäume herüberneigen, und wir wundern uns, wenn die Kinder diese alten Stämmen mit ihrem Geschrei beleben, wo doch alles so still scheint.

Nebenall, wenn wir die Gassen bis zu Ende versetzen, greift ein breites Tor die Stadt wichtig gegen die Umgebung ab. Davor liegt sich die Stadtmauer, zu der hölzerne Treppen hinauf führen. Torhäuser lehnen sich an die Mauern, in denen der Torwart aufpaßte, daß nichts Feindliches sich näherte. Manchmal sehen wir noch Nester der alten Zugbrücke. Nun an dem kleinen Brunnen stehen noch heute wie vor alter Zeit die Bürger und erzählen sich die Neuigkeiten, wenn der Feierabend die Arbeit beendet hat. Gruppen sieht man da an der Mauer stehen; es dunkelt schon, und die Figuren verwischen sich, und man glaubt, nicht moderne Menschen aus unserer Zeit zu sehen, sondern Leute aus der dunklen, entschwundenen Vergangenheit. Dem überall umgibt uns dieser lebendige Geist der Vergangenheit, der noch mächtiger durch seine unbeschreibbare, unmittelbare Nähe wirkt, als durch die wirklichen Gegenstände.

*

Die eine Ecke der Stadtbefestigung, die Klingenbastei, schlägt sich rund und massig gegen das Tal vor. Sie umfaßt einen runden Platz. Ein beschädigter Garten ist daraus gemacht worden. Ein tiefer Graben dient als doppelter Schutz. Nicht weit davon steht das „Langhaus der Juden“, das sich durch ein hübsches, altes Portal auszeichnet, zierliches Fachwerk und ein leichter Holzersetzer auf der Rückseite des Hauses. Der Weg führt hinab ins Judentum. Die Juden hatten es hier nicht gut. Sie wurden gebrandschatzt und gefeuert. Am Ende der Galgengasse droht der schwarze Galgenturm, dessen steife Silhouette gut seinen Zweck illustriert.

In der Schmiedgasse, bei dem schon erwähnten „Bammeistershaus“, steht das Haus des Bürgermeisters Topler. Er war tüchtig als Feldherr und Bürgermeister, und die Stadt verdankte ihm ihre Größe. Dafür mußte er, da er viele Feinde hatte, ins Gefängnis wandern, wo er starb. Auch in Nürnberg gibt es noch ein „Toplerhaus“. Die Familie zog dahin. Wenn wir diese Gasse zu Ende gehen, kommen wir auch hier bald wieder zu den befestigten Türmen der Stadtmauer, von wo aus ein Ausblick ins Tal uns belohnt. Es ist die Spitalbastei — nicht weit das Spital selbst mit altertümlichem Hof — die stärksten Mauern stehen hier. Der Turm ist rund und wichtig. Sehen wir von hier hinab, so erblicken wir tief unten im Tal plötzlich modernes Leben. Denn das Erdbeben, das die alte Burg erschütterte und zu Fall brachte, ließ zugleich eine heilsame Quelle hier entspringen, und ausgedehnte Heilstätten nutzen die Heilkraft nun aus.

Nothenburg ist so klein, daß man jederzeit das ganze übersehen kann, während in Nürnberg nur das einzelne nacheinander uns entgegentritt. Auch haben wir zu Nürnberg unmittelbar Beziehungen, weil es auch im Mittelalter eine Macht und geistigen Reichtum besaß, die uns diese Stadt unmittelbar annähert, während Nothenburg uns in seiner Kleinheit direkt eine Vergangenheit predigt, die uns fremd geworden ist. In Nürnberg treffen wir all das, was als deutsche Kunst uns hochsteht. Nothenburg erscheint uns dagegen als eine Merkwürdigkeit, die wir als Ganzes mit dem Gefühl des Seltsa-

samen betrachten. Nichts Blendenbes überrascht uns. Das einfache Leben einer Stadt des Mittelalters, durch einen Zufall erhalten, wie Herkulanum und Pompeji uns erhalten ist.

Dort, in den ausgegrabenen Städten ist alles tot und trägt die Spuren des Todes. Hier aber ist uns die Vergangenheit unverfehrt im Blute erhalten. Melzvoll verschlingen sich Gegenwart und Vergangenheit und warmes Leben pulsiert in den alten Adern. Überall treten die alten Spuren deutlich und greifbar zu Tage, so daß unser modernes Leben, das sonst alle Formen so gewaltig umändert will, hier nur wie ein dünner, leichter Schleier erscheint, der sich über die Dinge legt. —



Aus der Geschichte der Baumwolle.

Von Conrad Schmidt.

Also unter den Produktionszweigen, die unmittelbar Gegenstände des menschlichen Konsums erzeugen, hat in England, dem Mutterland des modernen Kapitalismus, die Textilindustrie mit am radikalsten und frühesten die Umwälzung zu maschineller Technik durchgemacht. Die technische Revolution in dieser Branche und die gewaltige Entwicklung des englischen Kapitalismus, die ihm eine zeitlang Weltmarktmonopol sicherte, sind ineinander greifende, sich wechselseitig bedingende Momente. Bedürfnisse der Kapitalverwertung treiben die Erfindungen und die Umsetzung der Erfindungen in die Praxis der Produktion, wovon die kleinen handwerksmäßigen Einzelproduzenten im ganzen selbstverständlich ausgeschlossen sind, treibt die der Kapitalmacht unterworfenen Produktion voran, vermehrt den Umsatz der Prophete und damit die Bildung zusätzlicher wiederum großenteils in der Industrie Ansatzsuchender Kapitale. Der Textilstoff aber, der einer maschinellen Verarbeitung die geringsten Widerstände entgegenstellt, für den die neuen mechanischen Spinn- und Webapparate zuerst konstruiert wurden, der bevorzugte Träger der technisch-ökonomischen Umwandlung war ein exotisches Produkt — die Baumwollfaser, die bis zum letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts in der europäischen Produktion erst eine recht bescheidene Rolle neben den heimischen Spinnstoffen gespielt. Treibhausbäßig gleich der kapitalistischen englischen Textilindustrie und in innigsten Zusammenhängen mit ihr nahm jenseits des Ozeans im Süden der Vereinigten Staaten die auf Negersklaverei basierte Baumwollplantagenwirtschaft zu. Wie die Fabrikation von Baumwollwaren in England wurde die Erzeugung von Baumwollplantagen in der nordamerikanischen Republik ein tief in die überlieferte ökonomische Gesellschaftsstruktur eingreifendes, sie wesentlich mitbestimmendes Element. So verschlingt sich die Geschichte der Baumwollproduktion und Verarbeitung unverhältnismäßig bedeutsamer als die eines anderen Textilstoffs mit dem allgemeinen Zusammenhang der neueren Wirtschaftsgeschichte. — Unauslöschlich bringt der Verbrauch des überaus verwandlungsfähigen Stoffes, den Marktanteil der übrigen einschränkt, vor. Nach einer interessanten Schätzung wurden in europäischen Staaten zu Anfang des 19. Jahrhunderts an Flachs, Hanf und Wolle je 200 bis 300 Mill. Kilo, an Baumwolle nur etwa 100 Millionen verbraucht, während zu Beginn der 80er Jahre der Baumwollkonsum bereits 2000 Millionen Kilo betrug, ein Gewicht gleich dem des gleichzeitigen Gesamtverbrauchs jener drei anderen Textilstoffe. Auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet, war in dieser Periode der Flachs- und Hanfverbrauch etwa der nämliche geblieben. Der Wollverbrauch hatte sich verdoppelt, der von Baumwolle indessen sich auf das Zehnfache erhöht. Nun in den folgenden Jahrzehnten ist der Vorsprung ein noch viel größerer geworden. Für Deutschland allein, das in den letzten fünfzig Jahren von allen Staaten des Kontinents die größten Fortschritte im kapitalistischen Industriewesen gemacht, zeigt die Baumwollverbrauchs-

ziffer dementsprechend eine noch stärkere relative Zunahme; sie stieg, nach flüssigjährigen Durchschnitten berechnet, in den sechs Jahrzehnten von 1836 bis 1892 von etwa 9 auf 252, im Jahre 1898 auf 34 Millionen Kilo, also um etwa das vierzigfache, im Verhältnis zu der zuzwischen verdoppelten Volkzahl um das zwanzigfache. Ein neues, ungemein reichhaltiges Nachschlagswerk: „Die Baumwolle nach Geschichte, Zubau, Verarbeitung und Handel“, im Auftrage der Premer Baumwollblüte von Oppel ausgearbeitet, dem unsere Darstellung zum Theile Material entnommen, schätzt, von der Annahme ausgehend, daß bei mittlerer Ernte gegenwärtig ein Hektar im Durchschnitt ungefähr 250 Pfund Baumwolle liefern, und daß die mittlere Ernte auf der ganzen Erde auf etwa 15 Millionen Hektaren zu veranschlagen sei, die Größe der gesamten Baumwollanbaufläche auf 300000 Quadratkilometer: das ist ein Gebiet gleich dem umfangreichen Schottlands und Irlands zusammengekommen. Die Zahl der in dem Zubau einer solchen Fläche erforderlichen Personen würde dann auf gegen 15 Millionen Menschen zu beziffern sein, wozu weiter noch die Millionen, die in der Verarbeitung des Rohstoffes, die zehntausende und Hunderttausende, die im Transport und Handel und in der Erzeugung der zur Baumwollverarbeitung notwendigen Maschinen beschäftigt sind, hinzuzuzählen wären. Von wenigen Gebieten abgesehen, findet man, wenn auch natürlich in sehr verschiedenen Mengenverhältnissen, den Gebrauch baumwollener oder halbbaumwollener Kleidungsstücke und Zunge über die ganze Erde hin verbreitet.

Die Geschichte der Baumwolle, rückwärts verfolgt durch die Jahrhunderte, führt auf das sagenumspionierte Kulturland Indien zurück. Nicht daß die Pflanze dort ausschließlich ihre Heimat gehabt, sie fand sich ebenso im Innern Afrikas und in der neuen Welt, und speziell die einheimischen mittel- und südamerikanischen Kulturböller hatten ohne irgend eine von außen her ihnen zugesetzte Stimulus, in der Verarbeitung der Faser eine überraschende Kunstfertigkeit erreicht. Über Indien ist das Land, von dem her die Baumwollpflanze und ihre wirtschaftliche Nutzung zu den anderen afrikanischen und zu den Völkern des europäischen Kulturreiches gelommen ist. Uralt scheint hier die Verwendung dieses Textilstoffs, dessen bereits in den Gesetzbüchern des Mann in dem achtten Jahrhundert v. Chr., zum ersten Mal in einem historisch überlieferten Dokument, Erwähnung geschieht. Es wird in dem Gesetze vorgeschrieben, wie viel Zeng in dem Gewichte nach einem Weber aus einem bestimmten Gewichte Baumwollgarn zu fertigen habe; und eine andere Bestimmung befiehlt dem Baumwollpriester, drei Streifen eines aus Baumwolle gesponnenen Opfersabends um sein Haupt zu schließen. Ein paar Jahrhunderte später berichtet der Griechen Herodot, der „Vater der Geschichtsschreibung“, seinen Landsleuten als eine besondere Eigentümlichkeit der Inder, daß sie den Stoff zu ihren Kleidern von den Bäumen nehmen.

So mannigfach aus dem späteren Altertum die Kenntnisse über die Feinheit und Pracht der von Indien in den Handel gebrachten Baumwollzüge sind, über die Organisation und Technik der indischen Textilproduktion gebracht es uns für diese Zeit an Nachrichten. Aber im Grunde wird sich, entsprechend dem allgemeinen, in der bäuerlichen Agrarverfassung wurzelnden Konservatismus orientalischen Wirtschaftslebens, bis in die neuesten Zeiten hierin wenig verändert haben. Zene ursprünglich auf Gemeinbesitz von Grund und Boden und auch gemeinsamem Feldbau der Familien basierten indischen Dorfgemeinschaften, deren in enge Grenzen eingeschlossene Arbeitssteilung Marx an einer Stelle sein „Kapital“ so anschaulich geschildert hat, sind, wie sie überhaupt die wesentliche ökonomische Organisationsform bildeten, so gewiß auch die eigentlichen Träger der Baumwollkultur und Verarbeitung gewesen. Die Abgaben und Tributpflicht dieser Gemeinwesen bildete zugleich die Unterlage für den Reichtum der Fürsten, der herrschenden weltlichen und priesterlichen Macht und damit zugleich auch die Unterlage einer auf die Befriedigung von Luxusbedürfnissen gerichtete Pro-



Gold- u. Silberwaren
Wecker-Uhren m. Abstellersch. M. 1,60 an
Nick.-Riem.-Uhr, 20 St., Werkv. M. 0,25
Echte silb. Roman.-Uhren v. M. 0,90
Echte silb. Damen-Uhren v. M. 0,75
Echte gold. Damenhalsketten
mit Schlüssel, 130 cm lang v. M. 12,50
Versand gegen Nachnahme oder vorherige Einwendung d. Betrages. Risiko ausgeschlossen, dabei Nichtigfall. Gold retour.
Uhren aller Art.

Julius Busse

Berlin C. 19, Grunstr. 8/8K.
Reich illust. Katalog über alle Arten v. Uhren, Ketten, Gold-, Silber-, Nickel- u. Bronzeware, optischen Instrumenten, photograph. Apparaten, Musikwerken, Leder- und Stahlwaren, Uhren - Fournituren und Werkzeug, gratis u. franko.

Optische Artikel

Echte goldene Ringe . . . v. M. 1,20 an
Kaffeekessels, vernickl., 4 teil., v. M. 8,20
Tafelaufzüge, versilbert v. M. 2,40
Photographie-Alben . . . v. M. 1,-
Musik-Instrumente m. Platz v. M. 3,90
Operngläser mit Etui . . . v. M. 3,50
Wirklich billige u. anerkannt reelle Bezugsquelle für Wiederverkäufer, Uhrmacher und Händler.

Photogr. Apparele

Händler und Häuslerer

verlangt Preisliste üb. Kurz-, Bands-, Leders- u. Stahlwaren, Griffen u. alle einschläg. Artikel von **Wilhelm Sonnenberg** (Gn. B. Rosenstein), Hamburg, 1. Großeuemarkt 24, Spezial-Groß-Geschäft nur für Händler, Häuslerer u. Marktreisende. Versand überallhin gegen Nachnahme.



Rasiere dich selbst und beachte diese Annonce!

FRIEDRICH WILHELM ENGELS

Die hier abgedruckte Neuheit
Rasermesser No. 250, Preis Mk. 2,50
prima engl. Silberstahl mit fein verzierten Fantasieschalen und 5 Jähr. Garantie, erhält Jeder Leser ds. Bl., ohne an eine Nachbestellung gebunden zu sein, bei Einsendung dieser Annonce umsonst, nur die durch Porto, Verpackung u. dgl. entstehenden Unkosten sind mit M. 1,25 einzuzahlen. Die Probe wird, so lange der Vorrat reicht, mit meinem Hauptkatalog 1804 mit ca. 3000 Abbild., mit vielen Neuheiten: Solinger Stahlwaren, Haushaltungsgegenständen, Gold-, Silber-, Nickel-, Lederwaren, Haus- und Taschen-Uhren, Bürstenwaren, Pfeifen, Werkzeuge für Schuster, Schneider, Schlosser etc. etc. an Jeden versandt, welcher noch keinen Versuch mit meiner Ware gemacht und das Inserat innerhalb 8 Tagen eingesandt hat. (Es wird nur ein Probenmesser abgegeben). Mehrere Personen, welche in einem Hause wohnen, erhalten nur 1 Messer. Nur die Reellität meines Geschäfts und die Überzeugung, dass Jeder, welcher einen Versuch mit meinen Waren macht, mein Kunde wird, ohne Zwang, haben mich bewogen, den Abonnenten dieser Zeitung in vorstehender Weise entgegenzukommen; Danksagungen u. Anerkennungen über meine Fabrikate laufen täglich ein.

Friedrich Wilhelm Engels, Stahlwarenfabrik, Nümmen-Gräfrath bei Solingen No. 771.

12 fein vernickelte Stahlheftgabeln und 12 fein vernickelte Stahlheftmesser per Dutzend Paar **5 Mark.**

Porto 50 Pf.
Klinge und Heft auf einem Stück geschmiedet. Unverwüst. Hobel.

Umsonst und portofrei versenden unseren grossen illustrierten Hauptkatalog mit zirka 8000 Abbildungen über sämtliche vor kommenden Waren gattungen. Preise billigst. 1. Qual. Ware!

Billige Essbesteck für jeden Haushalt.



1/2 nat. Größe

Goldene und silberne Medaille Paris 1900. **Mann, Frau und Kind!**

Prachtvolles Kopfhaar verleiht m. Kräuter-Kraftwasser u. Pomade Nordpol. Flasche u. Dose zusammen M. 3,50 franko pr. Nachn. Verhind. Schuppen u. Haarausfall macht das Haar dicht, lang u. seidenweich. Neuwachstum auf kahl. Stell. sowie Augenbrauen. Erfolgr. Entwicklung e. schneid. Schnurrbartes, d. Manneswürde, denn Haare pilzieren kann man doch nicht. Erfolg garantiert. Viele Dankeschreiben. GEORG POHL, Versandhaus „Georgs“ Berlin-Schöneberg. Albertstraße 13.

Musik-Instrumente-Saiten
Vorbehaltlose Bezugsquelle direkt vom Fabrikator

Gustav Kreirberg
Saiten u. Markneukirchen S. 47

Vertreter erhalten zur Mehlasse stabile Halbmonde für M. m. Garantie, Decken M. 4, ff. Bedate 80 &, Ketten M. 1,40, Schläuche 2,50, Gürtel M. 1,60, bill. Dec. M. 8, Schildklang 2,60, gesp. Röhr. 4,50, Rahmen M. 28, Elekt. Lampen M. 1, Motorwagen M. 500. Richard Sauer, Küppersleg. Köln.

58

Lesen bringt Gewinn!

Gratis u. franko erhält jedermann meine neuest. Broschüre üb. hochinteressante, fehreiche und nützliche Bücher. Misslizen Sie eine Anfrage!

Max Wendel, Versandbuchhandl., Dresden R. 8

Ich denke nach,
wie ich wohl heute
aussähe, wenn es
kein JAVOL gäbe.

JAVOL

Die gesättigten Leser

Bitte wir, bei Anfragen, Bestellungen von Preisslisten und bei Aufträgen stets auf die „Neue Welt“ Bezug nehmen zu wollen

„Neue Welt“
Abteilung für Anzeigen

GÖRICKE WESTFALEN-RAD **GÖRICKE** MOTOR-RAD



KATALOGE! DIESE SCHUTZMARKE GARANTIERT VERTRÄTER AN ALLEN PLÄTZEN GRATIS U. FRANKO BESTE QUALITÄTSWARE GROSSEN PLÄTZEN

BIELEFELDER MASCHINEN-FAHRRADWERKE AUG. GÖRICKE, BIELEFELD

GEGRÜNDET 1874 JAHRESPRODUCTION 25000 FAHRRÄDER CA. 700 ARBEITER

ZUSSEN

Haare f. Gesicht usw. entfernt anschädeln, das gesetzlich geführte erste Brüting's Enthaarungs-Gutber. Dose M. 2 und 20 & für Porto, 2 Dosen M. 4 frto. geg. Boreisendung ob. Nachn. Carl Weißer, Zöllensegg, Frankfurt n. M. 22.

Briefmarken

einzelne und in Sätzen versend. gern zur Ausw. Hofmann & Co., Dresden - Altst., Oippoldiswaldergasse 2.



Es lohnt sich

für jeden mit Postkarte kostenlose Zusendung unserer Muster von

Damen- und Herrenstoffen

zu verlangen. Entzückend schöne und grosse Auswahl, concurrenzlos billige Preise. Kein Kaufzwang!

Katalog über Weiss- und Baumwollwaren, Gardinen, Wäsche, Hüte, Mützen, Pelzwaren, Confection, Hausbedarf u. Bekleidungsartikel gratis u. franco,

Tuchausstellung Augsburg 277
Wimpfheimer & Co.

Tuchausstellung Augsburg 277
Wimpfheimer & Co.

Was ist Reise-Cheviot?

Ein eleganter Anzugstoff in modernen echten Farben, reine Schafwolle, unzerstörbar, 140 cm breit. 3 Meter kosten M. 12 franko. Direkter Versand nur guter Stoffneuheiten zu Anzügen, Paletots, Hosen bei billigen Preisen. Jeder genaue Vergleich überrascht. Aus über 1000 Postorten liegen Nachbestellungen und Empfehlungen vor. Verlangen Sie Muster ohne Kaufzettel und portofrei.

Wilhelm Boetzkes in Düren 25 bei Aachen.

Kaiser und Könige kauften meine Instrumente!

Spezialität: Orchester-Instrument „Silentium“, Dr. Stelzners neue Streich-Instrumente und alle Saiten-Instrumente. Grand Prix Paris 1900 auf Flügel, Pianos, Harmoniums und mechanische Musikwerke. Harmonikas, Bandonions, Sprechapparate, alle Automaten usw. zu Fabrikpreisen ab Fabrik. Bei Katalogbestellung ist anzugeben, für welches Instrument! Auf Wunsch Zahlungserleichterung!

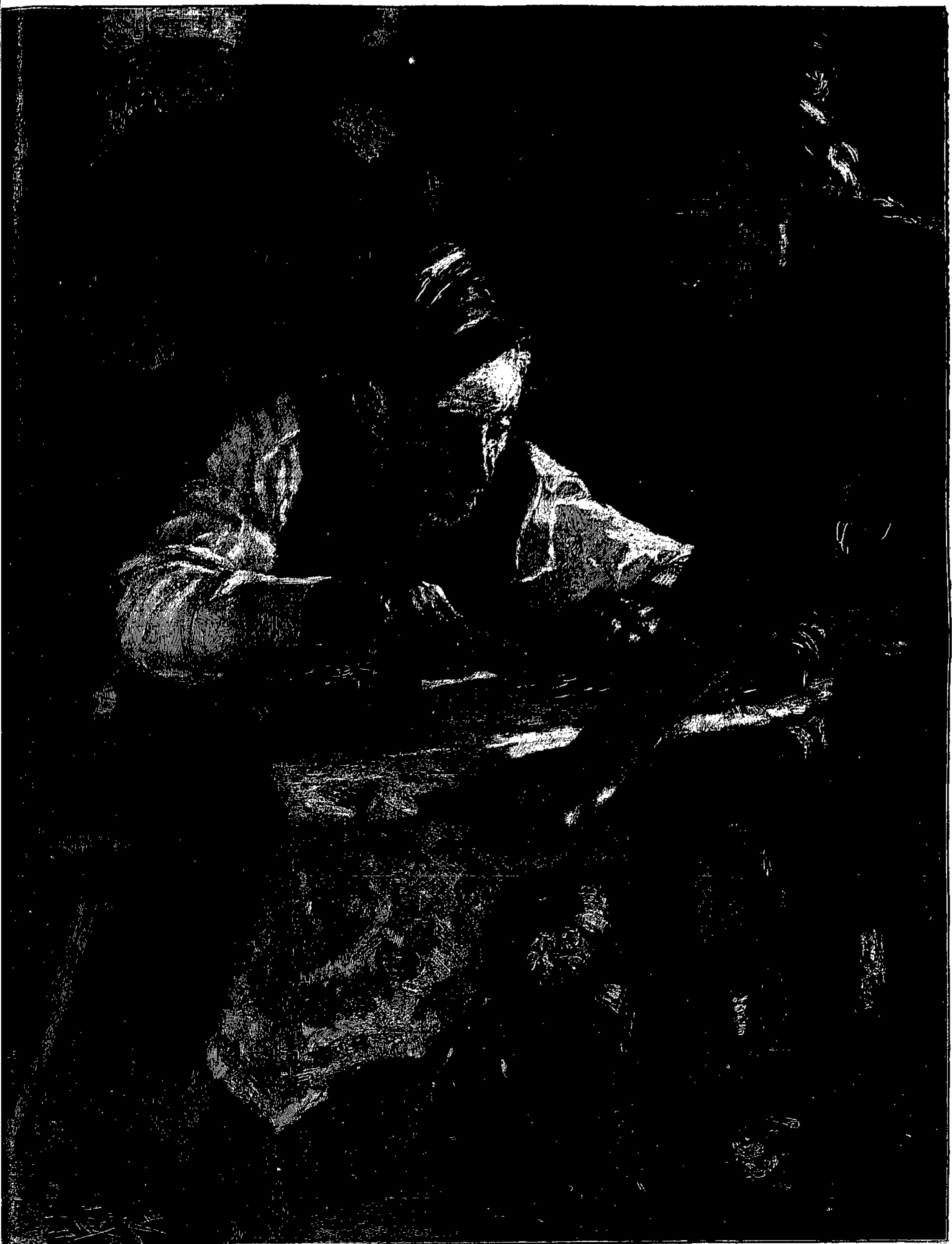
A. Schlotzhauer, Schleusingen VIII, Thür.

Hygienische Bedarfs-Artikel

Beliebtest. illustrierter Catalog mit ärztlichen Empfehlungen gegen 30 Pfennig. Briefmarke „Aesculap“, Frankfurt a.M. 47

Globärzelle sind nicht besser aber teurer als meine Heidschnuckenelle. Marte Eisbär. Ja Salonden in silbergrau oder weiß, tabellös gegerbt nur M. 7,50, 3 Std. frto. Vorleger M. 4-6. Propfette gratis. W. Heino, Elzgzmühle 63 bei Schneverdingen, Lüneburger Heide.

Für den Unterhaltevert. verantwortlich: W. G. Cohen in Hamburg. — Druck und Verlag: Hamburger Buchdruckerei und Verlagsanstalt Kuer & Co. in Hamburg.



Der Dorfbankier. Nach einem Gemälde von Werner Zehme.

bucton. Der Handel nach dem Ausland wird sich als Luxuswarenhandel entwickelt haben. Aber die Hauptmasse aller Arbeit war Arbeit, ausgeführt von bürgerlichen Wirtschaftern für den Bedarf von bürgerlichen Wirtschaftern; ähnlich etwa wie in der feudal-agrarischen Organisation des früh-mittelalterlichen Europas, ehe hier städtisches Handwerk und Kaufmännisches Kapital den ökonomischen Prozeß entscheidend modifizierten. Wie in Europa Flachs und Haif auf bürgerlichen Weckern gebaut, von den weiblichen Mitgliedern der Bauernfamilie versponnen und im Hause selbst verarbeitet wurde, sofern nicht ein in dieser Kunst besonders geschickter Dorfgenosse diesen Teil der Arbeit gegen billiges Entgelt in Naturräumen übernahm, so hat man, wie wir annehmen müssen, in Indien Jahrtausende hindurch die Baumwolle gepflanzt und verarbeitet. Die Technik ist trotz hochsteigerter individueller Geschicklichkeit, die oft wahre Wunderwerke der Weberkunst hervorbringt, was die Methoden und Gerätschaften betrifft, auch in neuerer Zeit, wo nicht importierte europäische Erfindungen einen ungewöhnlichen Einfluß ausgesübt haben, derartig unentwickelt, daß sie sich über die allerelementarsten Bedingungen, unter denen eine regelmäßige Erzeugung von Garn und Zeng überhaupt möglich, wenig erhebt. Sie kann im Altertum nicht wesentlich einfacher gewesen sein.

Au sich bietet ein primitiver Anbau von Baumwolle keine größeren Schwierigkeiten, als der auch von den allermenschen sogenannten Jäger- und Fischervölkern bereits geübte Anbau von Nahrungspflanzen. War einmal der Gebrauch, der sich von der Fasermasse der Kraut-, Strauch- und Baumform wild wachsenden Baumwolle machen ließ, entdeckt, so war damit, feste Wohnstätte und einen genügenden Antrieb der Bevölkerung vorausgesetzt, auch der Übergang zu einer Kultivierung dieser neuen ursprüchlichen Pflanzenart gegeben. In Indien ist speziell ein breitwurdiges Ausläufer des Baumwollsaums im Genuss mit Korlander und Hirse gebräuchlich. Nach einiger Zeit werden die aus diesem Samenzusatz aufgekeimten Pflanzen entfernt, so daß dann die Baumwollstäben in angemessenen Abständen voneinander, wie es ihre Wachstumsbedingungen erfordern, dastehen. Aus den rasch wachsenden Blättern der Stände gehen die Samenkapseln etwa in Wallnussgröße hervor, die dann im Reifezustand ausspringen und die Samenhaare, den Baumwollfaserstoff in einem runden

oder länglichen Bläschel bis zu Faustgröße hervortreten lassen. Die Ernte, das Abpflücken der reifen Kapseln erstreckt sich, da dieselbe Stunde Monate hindurch Blätter und Kapseln ansetzt, über einen langen Zeitraum.

Zur Entfernung der in den Fasern stehenden Samenkörner, die ursprünglich selbstverständlich mit der Hand geschah, bedient die überlieferte indische Technik sich der Fußwalze oder auch der Charka, eines durch Schnelldrehung in Bewegung gesetzten Walzenpaars, das die Fasern zusammenpressend und nach einer Seite durchziehend, die Körner heraußt und abseits zu Boden fallen läßt. Ein an den Enden schaufelartiger Bogen, in rascher Bewegung über der entfachten Baumwolle hin und her geführt, lockt und befreit sie von den anhaftenden Unreinheiten. Das Spinnen, das Zusammendrehen der Baumwollfasern zum Garn, geschah mit der Handspindel, die auch in der europäischen Wollen- und Leinwandspinnerei weit über das Mittelalter hinaus fast allgemein im Gebrauch war. Der gelockerte und gereinigte Rohstoff wird auf die Spitze eines in die Erde geschlagenen Stabes gesteckt, ein Faserbindel lang ausgezogen und an einem Ende der Spindel, eines oben und unten spitzer zulaufenden Hölzchens, befestigt. Mit der einen Hand die Fasern von dem Bindel nachziehend, setzt die Spinnerin mit den Fingern der anderen die frei gehaltene Spindel in schnell drehende Bewegung, wobei sie den Arm nach rückwärts führt; dann die drehende Spindel nach vorwärts bewegend, wirkt sie auf ihr das gewonnene Garn auf; Spinnen und Aufwickeln, Rück- und Vorwärtsbewegung des Armes erfolgen so in regelmäßiger Abwechslung.

Dieser Art des Spinnprozesses entspricht die Einfachheit des alten, vielfach noch jetzt in Indien geübten Webverfahrens. Eine Querstange zum Aufhängen des Gesichts wird an zwei Bäumen angebracht, der Bettel über zwei Walzen gespannt, die in gehöriger Entfernung voneinander durch Pflocke auf den Masten befestigt sind. Vor dem Bettel in einem unter den Bäumen eingegrabenen Loch sitzt der Weber und bewegt, mit den Füßen in die von dem Gesicht herunterhängenden Schlingen tretend, den die Fäden der Kette hebenden und senkenden Apparat. Die Schilde, die den Faden des Einschlags durch die Kette hindurchführen, hat gleichzeitig die Funktionen des Weberschiffleins und der Lade zu ver-

sehen und ist wie eine große Stichadel gestaltet, daher länger als die Breite des gewebten Tuchs.

Schon in vorchristlicher Zeit fand eine, wenn gleichwohl nicht sehr umfangreiche Ausfuhr indischer Baumwollzeuge nach Vorderasien statt, und bald griff der Handel weiter nach Egypten, Griechenland, Italien und ostwärts bis nach China. Aber auch die Baumwollverarbeitung selbst überschritt verhältnismäßig früh die indischen Grenzen und dehnte sich in Vorder- und Mittelasien aus. Die Kreuzer, während ihrer großen Eroberungs- und Herrschaftsperiode in so manigfacher Hinsicht verbreitete kulturellen Fortschritts, föhrten die Baumwollindustrie in dem unterworfenen Spanien ein, so sie im dreizehnten Jahrhundert in Barcelona und Granada zu hoher Blüte gelang. Von entscheidender Bedeutung aber war der durch die kreuzzügige mächtig geförderte, durch ein System ausbeuterischer Kolonialwirtschaft auf den östlichen Inseln und Küsten des Mittelmeeres unterstehte Levantehandel der italienischen Städte. Benedig importiert unter den Waren, die es vom Orient bezogt, in wachsendem Maße auch Baumwollzeuge und Mohbaumwolle und findet für den Rohstoff vornehmlich bei den Kaufleuten der gewerbereichen, in dauerndem Handelsverkehr mit Italien stehenden Süddeutschen Städte gute Abnehmer. In Ulm hat zuerst auf deutschem Boden die Verarbeitung des fremden Rohstoffes in größerem Umfang Fuß gesetzt. Die Händler, die auf Sammler über die Alpenpässe von Benedig her die Baumwolle herauftaufen, die reichen „Wollherren“, lassen oft zugleich als industrielle Verleger auf eigene Rechnung die Baumwolle durch Angehörige der Ulmer Weberzunft in Zeng verwandeln, oder verkaufen auch das Material an die Weber, die dann als selbständige Warenproduzenten ihr Produkt, den aus Baumwoll- und Leinenfäden gewebten noch ungebleichten Varchent, an andere Händler absezten. Dieser Produktions- und Handelszweig bildete die Grundlage für den Reichthum Ulms im vierzehnten Jahrhundert. Von Ulm her kam die neue Industrie nach Augsburg, wo das berühmte Kaufmannsgeschlecht der Fugger sich ihrer eine Zeitlang monopolistisch bemächtigte, und von hier, der großen Handelsstraße folgend, über Nürnberg, Hof, Zwittau nach Leipzig und nach Chemnitz. Die Städte des Unterrheins erhielten die Industrie durch die Vermittlung der Niederländer.

(Schluß folgt.)

(Schluß.)

Deil ich ihn so richtig erkannt und mir so genau angesehen hatte, damals, im Hause, als er Holz spaltete, konnte ich mir das alles jetzt sehr deutlich vorstellen, erschreckend deutlich.

Es war ein langer Leidensweg, seit er begonnen hatte, sie zu quälen. Und er schien es ganz systematisch zu machen. Das schöne Geschöpf mit dem warmen Blute war ihm irgendwie beschämend, und dann vielleicht lästig, und dann vielleicht verhaftet geworden. Er setzte ihr zu, um ihre Lebenslust zu mindern; es mußte etwas an ihr sein, was ihn aufregte, was ihn reizte, sie fühlen zu lassen, daß sie dennoch unter seiner Gewalt stand. Und da er ihre schwache Seite herausgefunden, stachelte es seine Lust, sie daran zu verwunden. Er mußte ordentlich sinnen und studieren, so vieles erfand er, um sie zu martern. Es war, als ob er ein Nachgefühl an ihr fühlte. Anfangs wollte er vielleicht nur Geständnisse expressen. Nun aber war es mir mehr die Lust, sie zu quälen. Er erfand grausige Drohungen, um ihre Schreien zu nähren. Eines Tages erzählte er ihr, daß er im Arsenalen den Kopf unter den großen Eisenhammer stecken werde und den Schlag erwarten, der sein Gehirn durch den ganzen Werkraum wegspülten müsse. Ein andermal legte er beim Schlafengehen ein blankgeschliffenes Messer unter sein Kopfkissen. „Mein Gott, Antonio! Was willst du mit dem Messer?“ — Es ist bloß wegen der finsteren Gedanken, die

Der Keil.

Erzählung von Otto v. Leitgeb.

manchmal Nachts über ihn kommen. Sie möge sich bloß nicht fürchten. Ihr wolle er nichts tun . . . Schlaflos lag sie dann an seiner Seite, während die Nacht draußen langsam über den Himmel schlief. Oder er hatte die Türe verriegelt, als gäte es, sich vor Feinden zu schützen, die man erwartete. Warum tat er das? — Es geschah nur, meinte er, damit die Leute nicht zu leicht hereinbrechen könnten, wenn Nachts etwas geschehen sollte. Jeder muß Herr in seinem Hause bleiben. . .

„O, wenn er mich doch endlich töten wollte!“ sagte Maria. „Wenn er mir das Leben nehmen wollte, — damit dies alles zu Ende ist!“

„Fürchten Sie nicht,“ fragte ich, „daß er eben dies einmal tun könnte?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, davor fürchte ich mich nicht —“

„Ach!“ sagte ich und sah sie an. „Er wird sich hüten! Hat er nicht das schönste Weib im ganzen Hafen?“

Ihr Gesicht tauchte sich in dunkle Röte. Sie versteckte förmlich ihren Blick unter den tief ge runzelten Augenbrauen.

„O, dies war seltsam, seltsam! Ich weiß nicht, warum mich im Augenblick eine so merkwürdige Erregung durchflog. Ich blickte sie wieder an und mußte plötzlich denken, daß der unheimliche, böse Narr keine Sinne mehr übrig haben könnte für ihre Schönheit . . . Was aber sollte ich sagen!“

„Maria!“ begann ich wieder. „Prüfen Sie Ihre Gedanken. Glauben Sie wahrhaftig, daß er fähig wäre, sich das Leben zu nehmen?“

Sie schlug die Augen wieder zu. Boben, schwieg eine Weile und sagte dann beinahe beschämmt: „Wenn ich so denke, glaube ich es eigentlich nicht . . . Er hat nicht genug Mut dazu . . .“

„Sehen Sie!“ rief ich nun, mit dem Gesicht eines Menschen, der sich erleichtert fühlt, weil er glaubt, daß er dem anderen mit ein paar billigen Worten geholfen hat. „Sehen Sie! Dann ist ja alles bloße Komödie, die nichts zu bedeuten hat. Dann haben Sie nichts ernstlich zu befürchten —“

Ihr Blick streifte mich, verwirrt und verständnislos, und sofort kam mir vor, als müßten meine nichtssagenden Worte äußerst armselig sein.

„Ich weiß nichts mehr —“ entgegnete sie nach einer Weile, und es kam etwas sonderbar Verunsichertes in ihren Ton. Sie weiß nicht, was mit ihr vorgeht. Niemand ist es, als wäre es doch ganz gleichgültig, was geschieht oder auch nicht. Aber ihr Herz ist vergiftet bis in die Tiefe, und es gibt nichts mehr im Leben, als eine große, beständig schwiegende Angst. Ihre ganze Seele ist voll von schreckhaften Vorstellungen. Sie weiß nicht mehr, was Gott vorhat mit ihr. Aber sie kann sich nicht mehr befreien . . . Es ist etwas, das immerfort herankommt; sie vermag ihm nicht zu entgehen. Sie wartet, atemlos. Ihr Willen ist gebrochen, sie ist ganz schwach, sie muß zu-

sammenstoßen . . . Aber sie wartet, wartet und horcht. Sie horcht immerfort . . . Sie getraut sich keinen anderen Gedanken zu fassen, damit sie nichts versäume. Ihre Seele ist gespannt zum Zerreissen. Ihre Augen sind wie blind, so sehr sehen sie alles ringsumher dunkel . . . Immerfort muß sie warten und horchen, was geschehen wird . . .

Plötzlich erhob sie sich und sagte, daß sie nun gehen müsse. Sie wollte dahin sein, ehe Antonio aus der Kirche zurückkehrte. --

Von da an verfolgten mich förmlich die Gedanken an Maria Fontes. Und auch an den bösen Narren von Mann, der keine Sünde mehr haben konnte für ihre Schönheit. -- Wie die meisten Menschen es ja tun, wenn sie einen ihrer Nachstolz recht eisend wissen, dachte ich auch, daß ich mich ausspielen müsse, ihr zu helfen; ich dachte es in der uns allen gemeinsamen, begnemten Art. Natürlich, daß mir „mit der Zeit“ schon „etwas einfallen“ werde, daß ich „abwarten“ wollte, und Bergleichen die eigene Erregung einschläfernde Sachen. Es verging wieder eine ruhige Zeit. Maria erzählte mir nichts mehr und ich neuen Fragen aus. Ein paar Mal ging ich an ihrer Wohnung vorbei und guckte hinein. Ich sah auch Antonio wieder. Er kam mir vor wie ein Eter, das mir Ekel erregte. Ich glaubte nun seine ganze Erbärmlichkeit zu kennen. Ein böser Narr, dessen Wollust darin bestand, sie zu Tode zu martern. Als hätte er dieselbe Lust, dies lebendige Herz langsam zu zerren, wie er es mit dem Holze zu tun pflegte. Ich erinnerte mich . . . Nebrigens, man kann nicht in eine einzige Menschenseele wirklich bis auf den Grund hinabschauen. Man weiß nicht, wo die Wunde sitzt, die sie verpestet. Und dann zuckte ihn und wieder sogar ein argwöhnischer Zweifel in mir auf. Vielleicht ist Maria doch nicht ganz so schuldlos, wie ich glaube. Vielleicht hat sie schwere Sünden auf dem Gewissen. Hatte sie nicht diesen unbegreiflichen Netz, diese verführerische, verwirrende Anziehung an sich? Wie vieles möchte sie erlebt haben! Nein, nein! Ich sollte mich schämen! -- Gewiß fielen mir solche Dinge mir ein, weil ich selbst mich einmal vergessen hatte . . .

Sie kam wieder, eines Morgens. Ich war noch dahin. Sie brachte auch fertige Wäsche mit. In der Regel laserte sie diese erst am Sonnabend ab, war aber diesmal fröhlicher damit fertig geworden, wie sie sagte.

Sie kniete auf dem Boden, vor dem Schubkasten. Ich saß bei einem Buche, das mich fesselte und achtete ihrer nicht.

Aber mit einem Male begann sie laut und schluchzend zu weinen. Ich rief:

„Lieber Himmel, Maria, was ist nun wieder geschehen?“

Sie schlüpfte den Kopf; langsam, mühselig, als sei er zu schwer, als würde sie sich lieber zu Boden und legte ihre Stirne stumm hin.

Wirklicher Schmerz, wirklicher Zorn packte mich bei ihrem Anblick.

„Er hat Sie wieder gepeinigt!“ rief ich. „Lassen Sie doch geschehen, was Gott nicht hindert! Lassen Sie, daß der Mensch sich töte, — Gott will diese Qual von Ihnen nehmen!“ sagte ich, außer mir. Und ich fühlte es in diesem Augenblick auch. Ich fühlte, daß diese Menschenseele sich främmte unter einer unendlichen Last. Ich war in diesem Augenblick bereit, Gott und das Schicksal anzurufen, mit welchem Rechte sie so schwere Prüfung auf ein Herz hänseln. Denn ich konnte mich doch nicht mehr täuschen, ich konnte mich nicht irren!

Völlig zerbrochen, in sich zusammengesunken, lagerte Maria auf dem Boden.

„Ober, — hören Sie mich an!“ sagte ich dringend. „Verlassen Sie diesen Mann, der Ihnen nichts zufügt als Elend und Schmerzen! Entfliehen Sie, gehen Sie ihm davon. Er ist ein schlechter und verächtlicher Kerl, ja, nehmen Sie mir nicht übel, daß ich das geradeheraus sage! Keiner Mensch hat das Recht, sich vor Unglück in Sicherheit zu bringen. Dieses Recht haben auch Sie. Lassen Sie ihn einfach im Stiche, dann soll er machen was er will.“

Sie horchte auf meine Nede hin. Ich sah, daß sie darüber nachdachte. Es schimmerte einen Augenblick sogar in ihren Augen und auf ihrer Stirne, als streifte das blassen Licht eines ruhigeren, wohlstuenden Gedankens darüber hin.

„Ja, wenn ich das könnte, — wenn ich es könnte“ meinte sie und beinahe huschte ein Lächeln über ihr Gesicht. „Aber nein, mein Gott, auch das kann ich nicht! Sie wissen nicht, wie ungeschickt er ist, wie sehr er mich braucht . . . Er wäre so rat- und hilflos ohne mich . . . Ja, das wäre er . . .“

Und ganz verloren starre sie wieder vor sich hin. „Nein, nein!“ begann sie wieder nach etlicher Zeit. „Ich muß es tragen . . . Wenn er bloß nicht immer und immer wieder käme, und so oft, so grausam . . . Wenn ich nicht deshalb gar nicht mehr zu mir selbst käme . . . Vor so vieler Angst! Wenn ich nicht immer und ewig etwas Schreckliches erwarten müßte, immer danach hinhorchen. Und ich werbe ganz wahnsinnig in dieser Angst. Ich möchte mich an die Zeit klammern, damit sie nicht von der Stelle rückt. Es ist entsetzlich, wenn die Woche zu Ende geht, wenn wieder so ein Abend kommt; — wenn ich weiß: dies ist der Tag, immer macht er es an diesem, — alles, was ich mir dann vorstelle, was ich vor meinen leibhaften Augen sehe . . . O, wenn Sie wüßten!“

Und plötzlich kam abermals, wie es oft geschah, jener verschlossene, zurückhaltende Ausdruck in ihre Miene. Sie bat mich, ich möge ihr bloß alles dies verzeihen, sie schämte sich eigentlich sehr, daß sie mir so lästig falle. Vielleicht wird dennoch einmal alles wieder gut . . . Gewiß, das könnte ja geschehen, wenn Gott es will! Sie will all ihre Straft sammeln; vielleicht gelingt es ihr, vielleicht. Ich möge ihr verzeihen . . .

Am Sonnabend darauf fiel sie mir in aller Frühe schon ein. Es tat mir leid, daß ich sie nicht in meiner Wohnung abwarten konnte. Dies war der Tag, den sie so sehr fürchtete und ich hätte ihr gerne ein aufmunterndes Wort gesagt.

Ich war sehr beschäftigt unter Tags, aber als die Dämmerung kam, fiel mir Maria Fontes neuerdings ein, und wie seltsam die ganze Geschichte doch sei. War es file mich vielleicht Menschenfeind, daß ich ernstlich versuchte, etwas für sie zu tun? Hatte sie mir nicht gesagt, daß ich der Einzige sei, mit dem sie darüber zu sprechen vermochte?

Ich nahm Hut und Mantel und ging auf die Straße, zum Hafen hinab und langsam über den Kai dahin. Der Mond stand schmal und bleich am wolkenlosen Himmel, die Lust war vollkommen windstill. Und mit dieser Ruhe am Himmel kontrastierte ganz eigen das laute Menschen der Bräundung; denn es war die Stunde der Flut. Sie schien heute stärker als gewöhnlich. Wellen mit Krämmen von schäumendem Silber rollten herau, reckten sich hoch aus dem Meere, donnerten gegen die Quaderbrüstung, schoßen schlank Tropfengarben weit in die Luft hinauf und ließen sie blinkend und flirrend wie Lichtfunken einer Rakete weit auf den Kai herein niedersausen. Scharfgezeichnet hoben sich vom blässen Himmel die Masten und Räcen und die feinen Gespinste von Tauwerk und Wanten der schwankenden Schiffe ab, und die schwarzen Miesenkrane am Ufer, die von der Buhlschiffarbeit des Tages ausruhten und ihre Glieder vom schlängelnden Wogenchaume bespritzt ließen. Man hörte die Schoten der Täne ächzen und die Sirene eines großen Industriedampfers gellen, dessen Lichter weit draußen gegen die Meeude stürzten.

Ich schlenderte gegen das Arsenal hinüber. Nun erst, auf einmal, fiel mir wie etwas sehr Wichtiges auf, daß nirgends mehr Arbeit im Gange war. Ich begann schnell zu gehen und machte mir Vorwürfe, daß ich Maria aus den Gedanken verloren hatte.

Als ich mich dem Hause näherte, wo sie wohnte, sah ich mehrere Leute davor still stehen. Sofort hatte ich die deutliche Empfindung, daß hier etwas geschehen war.

Ganz gewiß hatte sich der Moment einer bewußten und bestimmten Vorstellung längst in meinen

Gefühlen vorbereitet gehabt, da er jetzt mit so schlagartiger Deutlichkeit auf mich eindrang. Es war ein zweifelloser, scharfumrisssener Blick, den eine Art von zweitem Geschlecht in meiner Seele seit langem bereithalten für den Augenblick, für den er bestimmt gewesen. Indem ich, wie gebaut, voraus auf das schwarze Häuflein von Menschen starre, wußte ich auf einmal alles . . . Es war geschehen! — Das mit Antonio war geschehen . . . Jetzt war es Wirklichkeit . . .

Wie ein Wirbel trieb es durch meinen Kopf. Es war etwas Beklemmendes. Ich fühlte mich diesem Ereignisse ja fremd, und irgendwie doch wieder nahe. Und hundert Pünktchen von Empfindung sammelten sich auf einmal in einem einzigen Gluck, der mir durch die Brust glug und mir aufdrängte, wie tief betroffen dieses unglaubliche Weib nun geworden, was alles durch ihr Herz führen mußte, trotz allem . . . Nun, da es so gekommen, wie Ihr die Füßen ihrer raslosen Angst beständig zingeramt halten . . .

Eine große Erregung packte mich an. Ich eilte herzu. Arbeiter, ein paar Weiber, einige Matrosen standen da und schliefen lebhaft durcheinander. Vor der Türe stand, wie auf Wache, ein Gendarm. Er musterte mich, als ich auf die Schwelle trat. Aber vielleicht weil ich es so selbstverständlich tat, ließ er mich vorüber. Hestig klopfn den Herzens trat ich ein.

Zuerst blendete mich die Lampe, die mitten auf dem großen leeren Tisch stand. Dann gewahrte ich mehrere Menschen. Ich hörte lautes Weinen. Ein Mann trat auf mich zu. Er streckte den Arm aus, als ob er mich berühren wollte. Ich fuhr unwillkürlich zurück und starre ihn an, wie ein Gespenst.

Es war Antonio.

Ein Wort erschickte in meiner Kehle.

Aber nun heuste er beinahe und fuhr mit den Fäusten an seinen Augen herum.

„Was ist geschehen?“ brachte ich hervor.

„O Gott, o Gott, o Gott!“ winselte er. Und dann sagte er in stummen Sätzen: er hat sie ja doch immer gern gemocht und hat es nicht schlecht gemeint mit ihr; er hat sie niemals geschlagen; — es sei nicht nötig gewesen, daß sie immerzu Sorge um ihn gehabt; — Gott soll ihm verzeihen, wenn er sie gekränkt; — sie aber hat nun ein großes Unrecht getan; — wie soll er jetzt so allein bleiben, ganz allein —

„So hat sie mich verlassen! So hat sie mich verlassen! —“

Wie ein Fünfchen von Beunruhigung flog es mir durchs Herz.

Aber Antonio heulte nun laut auf: „Alles umsonst! Alles umsonst! — Tot ist sie, — tot — manse tot!“

Ich fuhr zusammen, wie unter einem Streiche. Ein jähres Zittern rannte durch mein Blut. Wie von Sinnen starre ich wieder in sein Gesicht. Aber ich fühlte, daß ich seinen Anblick nicht ertragen könnte; Grauen und Ekel trocknete mir den Gaumen. Ich wandte mich von ihm ab. Da fiel mein Blick auf das große Bett hinüber . . .

Dort lag die Leiche.

Da gerade nichts anderes bei der Hand gewesen, hatte man sie mit der Sackleinwand bedekt, an der sie zu arbeiten pflegte. Man hatte das Zeng eilig darüber hingeworfen. Ein langer Streifen davon schleppte vom Bette herab weit in das Zimmer hin.

Nur die Umrisse ihres Körpers waren zu sehen. Ich vermochte meinen Blick nicht davon loszureißen . . .

Ihr schöner, stolzer, schlanker Körper! — Ihr biegamer, runder Nacken, — ihre glatte Stirne, — ihre dunkelblämmenden Augen . . .

Und dennoch war es geschehen!

Ihre Kraft hatte nicht mehr standgehalten. Ihre Seele war geborsten, wie ein Stamm, den der Stiel in Splitter reißt, bis er gebrochen auseinander fällt . . .

Hente um Feierabend, eine halbe Stunde bevor ihr Weiniger heingekommen, war sie ganz draußen vom Molo in die brandende See gesprungen. —

Feuilleton.

Ihre Hand.

Lass in das rote Sonnengold
Die liebe, weisse Hand mich legen:
Ihr dankt ich mein tiefstes Glück,
Ihr dankt ich meinen höchsten Segen.
Sie bannte, stark wie Zaubermacht,
Den Schmerz, der oft mein Aug' gefeuchtet,
Und hat, wie warmes Lebenslicht,
Mir durch der Sorge Nacht geleuchtet. —
Zeig mir die liebe, weisse Hand
Von voller Sonnenpracht umglutet:
So ist sie ganz in Gold getaucht
Und ganz von Segen überflutet! —

H. G. Jahn.

Der Dorfbankier. Früher war er in reinen Bauerngegenden keine seltene Erscheinung. Heute existiert er wohl nur noch in jenen Gauen, in denen es eines stundenlangen Marsches bedarf, um die nächste Eisenbahnstation zu erreichen. Er war die alte, ländliche Sparkasse. Wer Geld anzulegen hatte, kam zu ihm, und wer Geld brauchte, suchte ihm schön zu tun. Sein Geschäft beruhte auf dem allgemeinen Vertrauen. Das gibt auf dem Lande nur der liegende Besitz. Auch zu jüngst durfte er nicht sein. So war es denn gewöhnlich ein alter, wohlhabender Bauer, der sich mit dieser Art von Geldgeschäften beschäftigte. Wer ihm Geld brachte, dem zahlte er Zinsen, von dem Vorger verlangte er etwas mehr, er mußte doch auch zu "seinem Trümme" kommen. Er kannte die ganze Gegend, wer ihm nicht "sicher" genug schien, wurde sehr schnell abgesetzt. Im allgemeinen machte er seine Geschäfte nur mit "Netzen" Leuten. Der Bauer war viel zu stolz und misstrauisch, er wollte auch "wichts im Grundbuch haben". So gab er, als dann die schlechten Zeiten kamen, lieber Wechsel und zog sich so den Strick um so schneller zu.

Unser Wild zeigt so einen "Dorfbankier" in voller Tätigkeit. Er sitzt an dem mit einer bunten Decke überhangenen Tischchen und zählt die Taler, die ihm die vor ihm stehende junge Frau überbracht hat. In Hendsärmln sieht er da, die Kappe ist nach rechts geschoben. Das von der Seite einfallende Licht hebt das vertrocknete Bauerngesicht scharf hervor. Die kräftige Nase scheint zu schnupfern, die Unterlippe schiebt sich geringfügig vor. Das mag auch bloß Verstellung sein. Am sprechenden sind die Hände. Wie Habichtsfänge werden sie zufahren, wenn ein Geldstück sich zeigt, das falsch ist oder nicht mehr gilt. Das junge, kräftige Weib steht vorüber geneigt, beide Hände auf den Tisch gestützt. Aufmerksam und mit einem gewissen Stolz verfolgt sie das Zählgeschäft. Was vor ihr auf dem Tische liegt, scheint ein kleines Erbteil zu sein oder das, was sie in die Ehe mitgebracht. Am Hintergrunde spricht der Knecht des Bauern mit einem jungen Manne. Wird wohl ein Vorger sein. Schaut gar so viel schüchtern und demütig drein. —

Der Hohshund. Sultan hatte das Amt, den Hof zu bewachen. Er war eigentlich zu klein für den Namen Sultan, aber denen, die ihm den Namen gegeben hatten, war kein anderer eingefallen, und so blieb es dabei. Es war keine reine Rasse, er hatte etwas von Spitz und etwas vom Terrier, und wohl etwas von noch einem Dutzend anderer Hunderassen. Bei einem spitzen Kopf besaß er doch eine ziemlich breite Nase, das rotbraune Haar war kurz, der Schwanz lang und schmächtig. Sultan hatte, wie gesagt, das Amt, den Hof zu bewachen, und er erfüllte seine Pflicht zur vollständigen Zufriedenheit seines Herrn. Wer auch immer am Hof erschien, den beklette er sofort an. Er konnte sich kaum genug tun im Lärm schlagen. Man könnte glauben, er höre sich gern bellen, obwohl er eine Stimme hatte wie eine alte Schuhfarre, die lange nicht geschmiert worden ist. Zu einem großen, sonoren, männlichen Organ fehlte es ihm an Kraft. Als kleiner Röter legte er sich aufs Kreisen und Randalieren, aufs Blasen und Kleutscheln. Aber seinem Herrn kam es darauf an, daß jeder Ungehorsam gemeldet wurde, und da Sultan hierin seines Amtes gut waltete, so war der Hausherr seines Lokes voll.

Sultan machte übrigens einige Unterschiede im Bellen. Kam ein Fuhrwerk oder ein Stück Groszvieh zum Hof herein, so war sein Bellen voller Wut und Zerger. Mit Pferden und Kühen war nicht viel auszufangen, das wußte er. Womöglich konnte man da noch einen Schlag abschauen, man durfte nicht zu nahe herangehen. Es war überhaupt wenig Amusement dabei. Anders war die Sache, wenn eine

Gans kam oder eine Ente oder ein Kind. Da steckte Mähnenheit in seinem Bellen. Wed ging er an den Ungehorsam heran und drohte, ihn anzufassen. Und dabei machte er einen Spektakel, als ob das Heil des Hohen an ihm hing. Sein Herr trat dann bisweilen an die Hintertür des Hauses, die in den Hof führte, und redete dem pflichtgetreuen Hund so laut zu. Dann kam Sultan freudestrahlend und leckte ihm die Hand, wofür er ein Stück Brot erhielt. Den liebte er über alle Maßen. Er kannte sich vom Herrn belohnt, wie ein König vor. Weniger königlich war dagegen das Gefühl, wenn ein Mann mit einem kräftigen Stock oder einem größeren Hund im Tore erschien. Da ging er nicht näher. Er hörte aber; selbstverständlich bekam er. Nur hörte man dabei die schlitternde Angst heraus, die seine Seele bewegte. Dann wurde sein Bellen so quietschend und erbärmlich, als ob ihn jemand auf den Schwanz getreten hätte.

Alles in allem: er bewachte den Hof ausgezeichnet. Meiste konnte man billigerweise, wie sein Herr meinte, nicht von ihm verlangen. Es kam nun aber nicht immer jemand in den alten Bauernhof. Manchmal vergingen viele Stunden oder halbe Tage, ohne daß jemand kam. Da nutzte Sultan sich anderweitig beschäftigen. Er schlich sich in die Küche und holte sich dort ein Stück Fleisch vom Kuehenteiche. Viel Vergnügen machte es ihm auch, wenn er im Garten die Wäsche im Winde an der Leine hin- und herflattern sah. Dann meinte er, die Strümpfe und das Bettzeug wollten ihn zu zucken und sich mit ihm necken. Bald flog es auf ihn zu, und dann flog es wieder weg. Sultan ging auf das Necken ein, seine Augen leuchteten vor Lust und Eifer, er bekam vor Vergnügen und hoppelte da, bis er einen Strumpf erwischte und sich in ihm festgebissen. Er riß ihn von der Leine herab und trug ihn unter einen alten Flederbusch. Dort legte er sich gemächlich hin, streckte die Vorderbeine gerade vor sich auf den Boden und hielt mit ihnen den "Hasen" — denn dafür hielt er den Strumpf in seinem Spiel — fest und bearbeitete ihn mit den Zähnen. Einige Unterhaltung gewährten ihm auch die Schweine, die im Hof herumspielten. Sie waren größer als er und reagierten auf sein Bellen absolut nicht. Deshalb hatte er anfanglich viel Furcht vor ihnen. Sie grunzten gewöhnlich vor sich hin und törichten beständig mit ihrem Stiel den Hof auf. Das alte Terrierblut regte sich in ihm, und er wählt ebenfalls in der Erde herum. Am übrigen sah er aber bald, daß mit den Schweinen für ihn wenig Vergnügen zu erhoffen war. Er biß sie deshalb in den Schwanz und in die langen Schlappohren, so daß die Tiere furchterlich quietschten. Das war für ihn lustig.

lustiger aber war für ihn die Ziege, die, an einem Pflock gebunden, im Garten weilte. War begreiflich er nicht, daß sie das nüchterne Gras fressen konnte, er versuchte es auch, ihm Geschmac abzugewinnen, aber es schmeckte einfach nichtswürdig. Die Ziege war sehr nektig, und er jagte sie im Karriere um den Pflock herum. Sie trieb ihn mit den Hörnern und er verbiss sich in ihr zottiges Fell. Sehr gern gab er sich auch mit den Hörnern ab, sie dachten gar nicht davon, sich zu wehren. Er trieb sie in toller Jagdlust im Hof herum und bisweilen fing er eins und bis es tot. Jeder, der im Hof war, beklagte sich über seine Schandtaten. Sein Herr aber meinte, man übertriebe und einem wachsenden Hund müsse man auch etwas nachsehen. Eine Rute ließ sich eben im Hoftor sehen. Sultan fing ein Geheul an, als ob eine Scheune in Flammen stände. Und im Nu fuhr er auf das Klozentier los, so daß dieses schlimmstes Heizhaus nahm. Sein Herr lachte. Er gab ihm ein Stück Brot. So einen rassigen Hohshund hatte er nie gehabt. —

Der Gefrierpunkt des Wassers ist bekanntlich 0° C., oder vielmehr, die Temperatur, bei der Wasser friert resp. Eis oder Schnee schmilzt, ist eine bestimmte, die daher als Fixpunkt (fester Punkt) für das Thermometer genommen und als 0 Grad bezeichnet wird. Aber mit diesem festen, unveränderlichen Punkt steht es doch nicht ganz so einfach, als es auf den ersten Anblick den meisten vielleicht erscheint. Man kann Wasser ganz bedeutend unter Null Grad abföhren, bis auf 10 Grad Kälte, ohne daß es gefriert, wenn man nur für Vermeidung jeder Erschütterung Sorge trägt. Immerhin bildet derartig unter 0° C. Wasser einen nur bei Anwendung besonderer Vorsichtsmäzregeln zu erhaltenen Ausnahmestand; aber es gibt auch ganz regelmäßige häufige Erscheinungen, die in der Natur eine große Rolle spielen, bei denen Wasser unter Null Grad flüssig bleibt. Das ist immer dann der Fall, wenn ein hoher Druck herrscht; in einem Gefäß mit sehr festen Wandungen, welches den Druck des beim

Frieren sich ausdehnenden Wassers auszuhalten vermögt, kann Wasser sehr stark abgeföhrt werden, so daß Eis entsteht.

Umgekehrt wird dann auch zu erwarten sein, daß Eis unter hohen Druck gebracht wird, Schmelzen kommt. In der Tat ist das der Fall, darauf beruht eine Erscheinung, welche der Erdkreis zum Teile ihre gegenwärtige Gestalt gegeben hat, noch heute zu dem Großerthalten gehört, was das Hochgebirge zu bieten vermag, die Gletscher. Durch den starken Druck der Gletschereismassen, am Gipfel fällt, werden die darunter liegenden Schneemassen zum Schmelzwasser, das starckt das Schmelzwasser an den nichtgebildeten seitlichen Teilen wieder, so daß das Ganze zu einem kompakten Eisblock zusammenfriert.

Von dieser Tatsache des Schmelzens und Wiederaufkristallisierens des Eises (Regelaktion) kann man die durch einen einfachen sehr überraschenden Versuch überzeugen:

Legt man um einen Eisblock, der auf dem Ende zweier nebeneinander gerückten Tische oder Bänke ruht, eine mit einem Gewicht beschwerte Drahtschlinge, so wird diese den Block nicht ganz so leicht und schnell wie Butter, aber doch in derselben Weise durchschneiden; nach einiger Zeit fällt das Gewicht mit der Schlinge zu Boden, die Schlinge ist tatsächlich durch den Eisblock hindurchgegangen. Aber, o Wunder! der Eisblock ist nicht in zwei Stücke zerschnitten, sondern bildet nach wie vor ein Ganzes. Durch den Druck des Drahtes ist das unmittelbar unter ihm liegende Eis in Wasser verwandelt und hat den Draht das Eindringen ins Eis gestattet, der sich für einen Weg durch das Eisschliff gehakt hat; aber das Schmelzwasser, das nun über den Draht floß, erstarnte beim Nachlassen des Druckes sofort wieder so daß der Eisblock zwar durchschnitten, aber doch ganz geblieben ist. Deutlich zeigen zwei Einschnürungsstellen an seinen Seiten, welchen Weg der Drahtschlinge genommen hat.

Dieser leicht anzustellende Versuch demonstriert in auffälliger Art die Regelation des Eises, die, wie gesagt, bei der Gletscherbildung eine hervorragende Rolle spielt. —

Pinsel zum Ölen von Fußböden. Die Behandlung des Fußbodens in der bisher allgemein üblichen Weise durch tägliches feuchtes Aufwischen führt nach und nach dazu, daß auch die beste Fußbodenfarbe spröde wird und eine schmutzige Färbung bekommt. Um dieses zu verhindern, ölt man jetzt vielfach die Fußböden. Zur Auftragung des Öls empfiehlt sich ein neuer praktischer Füllpinsel, durch den man die Möglichkeit hat, das aufzutragende Öl überall in gleichmäßiger Stärke auf den Fußboden zu bringen. Diese Neuheit wird in verschiedenen Größen hergestellt, von denen die kleinere Ausführungsform im Haushalt bestimmt ist, während die Füllpinsel für große Geschäfte usw. in größeren Ausführungen und mit langem Stiel versehen fabriziert werden. Den Vorsteckteil eines solchen Pinsels kann man vom Stiel abschrauben und nun in den so bloß gelegten Hohlraum des Stiels die erforderliche Menge Fußbodenöl hineingießen; alsdann wird das eigentliche Pinsel wieder aufgesetzt, und es kann die Eindringung beginnen vor sich gehen. Der Vorsteckteil ist in der Mitte mit einem kleinen Loch versehen, durch welches das Fußbodenöl ständig aus dem Stiel nachfließen kann. Zur Regulierung des Zuflusses aus dem Stiel ist auf der Deckelseite eine kleine Schraube angeordnet, so daß man leicht das Nachströmen mehr oder minder vielen Oles hervorrufen kann.

Ist der Vorsteckteil verbraucht, so hat man nur nötig, in die Verschraubung einen Ersatzpinsel einzuziehen, was leicht mit einigen Handgriffen geschiehen kann. Das Einösen des Fußbodens, das mit dieser Neuheit sehr einfach und schnell bewirkt werden kann, hat den Vorteil, daß die Staubbildung beim Aufsaugen und gegen der Binner u. w. wesentlich herabgemindert wird und daß der Fußboden ein glattes und sauberes Aussehen erhält. Das Öl von Fußböden mit Linoleumbelag braucht nur von längeren Zeitsäulen vorgenommen zu werden. —

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 68, Lindenstrasse 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Hierzu eine Anzeigen-Beilage.